

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 37

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

26. Fortsetzung

«Meine Mutter? . . . Hin und zurück ist ebenso weit, draussen und drinnen ebenso breit.»

«Manchmal glaube ich halt doch, du seiest ein wenig verrückt.»

Weder Direktor Lang noch Direktor Bonjour vermochten Johannes für die Reise nach Zürich zu gewinnen. Er blieb dabei, dass er arbeiten müsse, dass er sich auch zu angegriffen und zu müde fühle, um die Anstrengung einer so grossen Ausstellung zu ertragen.

So stand er als einziger — wie ein Gefangener — an seinem Fenster und winkte Lehrern und Kameraden, als sie singend und lachend den Weg hinunter zum Bahnhof gingen.

Diejenigen Lehrer, die im Institut geblieben waren, und die ihren Besuch der Landesausstellung auf später verschoben hatten, empfahlen Johannes, sich gründlich auszuruhen und zogen sich, froh des freien Tages, zurück.

Johannes unternahm erst einmal einen Rundgang durch die Häuser. Er begrüßte alle Angestellten, die er dabei traf, und die er bisher kaum beachtet hatte, mit seinem schönsten Lächeln und einem Händedruck. Er fragte nach ihrem Ergehen, nach dem Gesundheitszustand ihrer Eltern und Geschwister und versprach ihnen mehr Lohn. Es möge jeder eine Eingabe an die Direktion machen, die er dann selbstverständlich befürworten wolle. Sie seien wirklich zu schlecht bezahlt und das müsse in Zukunft anders werden.

Alle lachten über den köstlichen Spass — wie sie meinten — und gingen es den andern erzählen, die nicht ‚dabeigewesen‘ waren.

Johannes zog nach seinem Rundgang durch das Institut sein Sonntagskleid an und wanderte ins Dorf hinunter. Die ersten Kinder, die ihm über den Weg liefen, rief er an: «Kommt mit, ich kaufe euch Schokolade!»

Bei Frau Perrot machte er seinen Einkauf. Er benahm sich dabei so nett und korrekt, dass sie es bereute, mit Heinz Köhler über jenen unangenehmen Abend gesprochen zu haben. Sie gab ihm eine Tafel Schokolade über den Einkauf hinaus und tat auf diese Art stumme Abbitte wegen ihrem Schwatz.

Die beschenkten Kinder zogen beglückt hinter Johannes her, wie weiland die Kinder hinter dem Rattenfän-

ger von Hameln. Sie warteten, wenn er ein Geschäft betrat, bis er wieder herauskam.

Johannes ging zum Photographen. Er liess eine einzige Aufnahme von sich machen und bestellte gleich fünfzig Bilder.

«Wollen Sie nicht wenigstens warten, bis ich die Platte entwickelt habe, damit wir sicher sind, dass die Aufnahme gut ist?» fragte der Photograph, der es nicht verstehen konnte, dass man bei einer so grossen Bestellung nur eine Aufnahme machen liess.

«Sie ist gut», behauptete Johannes, «also fünfzig Stück. Ich bezahle sie Ihnen am Quartalsende, wenn der Check von meinem Grossvater kommt.»

Johannes war der festen Ueberzeugung, dass er von hoher Abstammung sei, und dass der Grossvater seinen Unterhalt, die Schule, die Kleider und was er sich gerade wünschte, für ihn bezahlte.

In diesem Wahn ging er nachher noch zum Schneider und liess sich zwei Anzüge anmassen, einen schwarzen für ‚Feste und Feierlichkeiten‘ und einen Sportanzug. Johannes' Denken ging an der Tatsache vorbei, dass er bis jetzt ausser dem obligatorischen Turnunterricht noch nie irgendwelchen Sport getrieben hatte. Auch dem Schneider versprach er Bezahlung am Ende des Quartals.

Und dann besorgte er sich noch einmal zweihundert Visitenkarten.

Zufrieden trat er darauf den Heimweg an. Den Kindern war es endlich verleidet, noch weiter mit ihm zu gehen, zumal sie ihre Schokoladen gegessen hatten und keine weitere Zufuhr in Aussicht stand.

Im Institut legte sich Johannes aufs Bett — in Kleidern und Schuhen. Er schlief nicht, er dämmerte nur so vor sich hin. Zwei Stunden mochten etwa vergangen sein, als er plötzlich aufsprang und, ohne sich umzusehen, noch einmal ins Dorf hinunter rannte. Mit einem Paket Schreibpapier und einer Rolle Durchschlagpapier kehrte er nach einer halben Stunde wieder zurück. Er setzte sich an die Maschine und begann zu schreiben.

Diesmal schrieb er absolut sicher, ohne sich den Kopf zu halten und sich zu besinnen. Er schrieb und schrieb, als ob jemand hinter ihm stände und ihm diktierte. Plötzlich sprang er — wie-

derum wie auf Kommando — vor den Stuhl, deckte die Schreibmaschine ab und verschloss alles Geschriebene in seinem Schrank. Er suchte den Hauschef auf und meldete ihm, er käme nicht zum Nachtessen, er sei müde und wolle gleich schlafen gehen.

«Willst du, dass ich den Arzt rufe?» fragte der Lehrer, um die Verantwortung für diese appetitlose Müdigkeit nicht allein übernehmen zu müssen.

«Danke», sagte Johannes, «ich will nur schlafen, mir fehlt nichts.»

Als die Schüler mit dem letzten Zuge von ihrem Landesausstellungsbesuch zurückkamen, fand Heinz den Stube- kollegen in tiefem Schlaf. Während er sich auszog und wusch, konnte er sich doch nicht enthalten, seiner ehrlichen Begeisterung über das Erlebte und Gesehene Ausdruck zu geben. Er stand breitspurig vor den Schlafenden hin, strich sich die langen, blonden Haare zurück und schalt — halb Aerger, halb Spott in den blitzenden Augen:

«Du bist der grösste Esel, Johannes Keller, der mir je begegnet ist. Ein Schweizer, der es vorzieht, daheim zu bleiben und zu schlafen, statt diese einzigartige Ausstellung seines Landes zu besuchen, mit dem stimmt etwas nicht. Gute Nacht.»

*

Am 20. Mai ging Johannes zur Brutenausbildung nach B., einer kleinen welschen Stadt nahe dem Institutsdorf. Mit ihm hatten sich noch ein paar Schüler aus dem Institut und einige Burschen aus dem Dorfe zu stellen.

Sie alle kehrten am Abend mit dem obligaten Blumenstrauss der «Stecklibuben» im Knopfloch zurück, singend, johlend, und mehr oder weniger rauscht. Dieser Stecklibuben-Rausch war ebenso selbstverständlich wie der kleine Blumenstrauss im Knopfloch.

Bis spät hallte im Dorf das laute Gejohle, Kinder und Hunde aus dem Schlafe weckend.

«Schlaf nur weiter», sagte ein Vater zu seinem aufgeschreckten Bub. «wenn du erst gross bist und ein Stecklibub, so darfst du auch mitmachen.» Nach dieser tröstlichen Verheissung schlief der Bub wieder ein.

Johannes war nicht bei den hintermachern. Er hatte sich in den hintersten Wagen des Zuges verkrochen, um allein zu sein. Und ganz allein, auch ohne die Blumen im Knopfloch, war er geradewegs vom Bahnhof hinauf ins Institut gewandert. Er hatte lange, lange zu diesem Weg gebraucht, dem es wollte ihm nicht in den Kopf, dass er nun bald Soldat werden, eine Uniform tragen und mit all den andern so unangenehmen Burschen exerzieren sollte. Er empfand es als brutalen Eingriff in sein persönliches Leben und zitterte innerlich davor zurück.

Gefährliche Feuer loderten am Himmel auf. Die Menschen waren voller Angst und Unruhe. Man sprach von nichts anderem mehr als vom Krieg, der jeden Augenblick diese gefährlich aufzuckenden Feuer zu einem einzigen Brande anfachen konnte.

«Schon wieder Krieg?» jeder Mensch fragte es, in aller Augen, auf allen Gesichtern stand es: «Schon wieder Krieg?»

Die zwanzig Jahre, die zwischen den Jahren 1919 bis 1939 lagen, waren nur eine kurze Spanne Zeit für die Männer, die damals schon an unsern Grenzen gestanden, ebenso für die Mütter, die 1918—19 Söhne geboren, «Kinder des Friedens», die nun als Rekruten ins Schweizerheer eingereiht wurden.

In der «Lumière» ging es lebhaft zu. Reiche Ausländer schickten ihre jungen Söhne, hoffend, dass diese für die nächsten zwei oder drei Jahre in der Schweiz versorgt sein würden. Die im Institut lebenden Schüler der Jahrgänge 1917—20 aber hatten sich ihrem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Alle Maturanden bekamen vorher noch Gelegenheit, die eidgenössische Matura zu machen. Auch Heinz Köhler und Johannes waren dabei. Sie alle bestanden — bis auf Johannes.

Direktion und Lehrer hatten ihm von dem Wagnis abgeraten: es wäre für ihn verfrüht, er möchte sich noch ein Jahr Zeit lassen, um sicherer zu sein. Doch Johannes hatte lächelnd Ratschläge und sogar Bitten in den Wind geschlagen — und war von der Maturitätskommission schon am zweiten Tage zurückgewiesen worden.

Johannes lächelte trotzdem. Er fühlte sich gross — war nur verkannt, eines Tages würden alle wissen, dass man ihm unrecht getan hatte.

Auch Johannes bekam in der dritten Woche des September sein Aufgebot zugestellt. Er hatte sich, eine Stunde von Altenheim entfernt, in der Kaserne von X. einzufinden.

Er packte seinen Koffer mit den neuen Kleidern — die alten verschenkte er im Dorf. Auch Visitenkarten und Photographien tat er in den Koffer hinein, da er nur einen kleinen Teil davon mit in die Rekrutenschule nehmen konnte. Das Institut sammelte alle Koffer der abreisenden Schüler, um sie an die verschiedenen Bestimmungsorte zu spedieren. Johannes' immer noch unbezahlte Schreibmaschine gehörte ebenfalls zu dem Gepäck. Die Rechnungen aus dem Dorf für alle Bestellungen, die er gemacht hatte, sollten an seine Mutter geschickt werden: «Mein Grossvater bezahlt es.» So hatte er auf dem Verwaltungsbüro erklärt. Da von Johannes' Mutter aus Altenheim bisher alles Finanzielle pünktlich geordnet wor-

LORENZ SALADIN

In treuem Andenken an den kühnen Bergsteiger und lieben Freund Lorenz Saladin, dem Bezwinger des «Kahn-Tengri» bei der zehnten Wiederkehr seines Todestages am 17. September 1946.

Nur wenige Menschen werden sich leider noch seiner erinnern, des frohen Alpinisten, der vor mehr als zwanzig Jahren einmal auf dem Gipfel des Matterhorns Schwyzer-Oergeli spielte, denn schlicht und einfach ist er durchs Leben und durch die halbe Welt gewandert. Das Bergsteigen und die Liebe zur Natur haben ihn als einfachen Heizungsmonteur durch vier Kontinente getrieben, unaufhaltsam einem innern Drange folgend, immer Neues zu sehen und zu erforschen. Seine Kenntnisse im Bergsteigen holte er sich in den Unterwaldner Bergen und dann als Mitglied des SAC und der «Naturfreunde» bei Touren auf beinahe allen Schweizerbergen, wobei er sich einen guten Namen machte. Es zog ihn auch hin nach Spanien in die Pyrenäen, und nur allzu gerne folgte er meinem Ruf nach Südamerika. Zusammen durchzogen wir dann während fünf Jahren den Chaco von Argentinien, die Hochtäler von Bolivien, sowie den Urwald und die Cordilleren von Peru. Im Hafen von Callao am Pazifik verabschiedete er sich 1929 von mir und zog alleine weiter durch Kalifornien und Mexiko, von wo er 1932 wieder nach der Schweiz zurückkehrte. Nun aber kannte Lorenz die Schönheit und die Weite der Welt, und es hielt ihn nicht mehr zu Hause. 1933 unternahm er mit Schweizerkameraden die erste und 1934 die zweite Kaukasusexpedition, letztere mit nur 634 Franken für vier Mann in der Tasche. Dennoch war ihnen ein voller Erfolg beschieden, und der Wert der dabei ausgeführten Erstbesteigungen und alpinen Leistungen wurden in der SAC-Zeitschrift «Die Alpen» gebührend gewürdigt. Nun wurde er auch international als guter Bergführer anerkannt und konnte 1935 als touristischer Leiter an der von den russischen



Geologen unter Prof. Woronow unternommenen Expedition in den Ost-Pamir «Tien Schan» oder das Himmelsgebirge wie es die Chinesen nennen, teilnehmen. Hier vom «Dach der Welt» von den gigantischen Bergriesen aus, lernte er die Unendlichkeit Asiens bewundern. Im Herbst kehrte er glücklich von dieser Unternehmung zurück, um aber schon am 17. Juni 1936 wieder nach jenem Gebirgs-Massiv im russisch-chinesischen Turkestan-Grenzgebiet aufzubrechen. Mit russischen Kameraden wollte er den höchsten Gipfel jenes Gebirges, den Khan-Tengri (das heisst König der Götter oder Fürst des Himmels) besteigen, welcher 7200 Meter in den Himmel ragt. Von dieser seiner letzten und grössten Tat ist Lorenz Saladin leider nicht mehr heimgekehrt. Nach Bezwingung dieses gigantischen Bergriesen starb er, nach einem verhängnisvollen Abstieg an den Folgen von Erfrierungen und der nachherigen Blutvergiftung (Gangrän). Im Delta des Sari Djas und Innütschek unter Tannen liegt er begraben. Der grosse Forscher Sven Hedin schrieb: «Saladin hat sein Leben einer Idee geopfert, und seinem Namen gebührt ein Ehrenplatz in der Geschichte des Alpinismus. Seine Tat ist des Gedächtnisses wert, er war ein Held!» Federico

Anmerkung: Im Hallwag Verlag Bern erschien das Buch: Lorenz Saladin, «Ein Leben für die Berge» von Dr. Annemarie Clark Schwarzenbach, der wir es auch zu verdanken haben, dass Saladins Filme und Berichte von dieser letzten Expedition in Moskau ausfindig gemacht und abgeholt wurden.



Oben: Der 7200 m hohe Khan-Tengri, der von Lorenz Saladin am 6. September 1936 als letzter Berg bezwungen wurde
Links: Lorenz Saladin nach dem Abstieg vom Khan Tengri, von dessen Strapazen er sich nicht mehr erholte

den war, so zweifelte niemand daran, dass auch die neuen Rechnungen, die sich in den letzten Wochen zu einer schönen Summe aufgelaufen hatten, geregelt würden. Zumal Johannes seiner Mutter geschrieben hatte, wie aus der Kontrolle ersichtlich war, sie möge die Rechnung in Ordnung bringen, er käme an seinem ersten Urlaubs-Samstag zu ihr nach Altenheim.

Der Abend vor dem Reisetag vereinigte alle Schüler mit ihren Direktoren und Lehrern im grossen Speisesaal. Das weisse Kreuz im roten Feld leuchtete von jedem Tisch und machte die sonst so lauten und redefreudigen Jünglinge besinnlich und still.

Das kleine Trüpplein Schweizerschüler tat den ersten Versuch, den sie bewegenden Gefühlen Ausdruck zu geben. «Rufst du, mein Vaterland», erklang innig und schön. Dann folgten spontan die andern. Das Deutschlandlied, die Marseillaise, der englische, der italienische und der polnische Nationalgesang ertönten. Die Schüler alle erhoben sich von ihren Plätzen, hörten stehend in stiller Ergriffenheit zu und ehrten so die Kameraden und deren Heimatland.

Beide Direktoren wünschten den scheidenden Jünglingen den Schutz und Segen Gottes und baten sie, ihren Aufenthalt in der «Lumière» und ihre Lehrer nicht zu vergessen.

Beim Verlassen des Saales drückte man sich die Hand. Es gab nur Menschen — Freunde — junge Leute mit ihrem Recht an das Leben, die, nun dem Gesetz ihres Landes folgend, alles aufgaben und verliessen, um zu gehorchen.

Johannes verschenkte vor seiner Zimmertür an alle, die wollten, seine Photographie.

«Kommst du denn nie von dir selber los?» fragte nachher Heinz Köhler, als sie allein in der Stube waren. «Man hat doch jetzt wahrhaftig anderes zu tun, als an sich zu denken.»

«Ein grosser Fehler, Heinz, das Wichtigste in der Schöpfung sind wir selbst, das Ich, das eigene Leben.»

«Du kannst mir leid tun. Ich habe mich, seit du hier bist, ehrlich bemüht, dir ein guter Kamerad zu sein und dich aus deiner Versponnenheit herauszuholen. Ich sehe jetzt, es war alles umsonst. Nur das eine möchte ich von dir noch wissen: was einmal auf deinem Baum für Früchte wachsen werden. Aber das Warten darauf könnte lange dauern.»

Johannes schaute mit flackernden Augen zur Zimmerdecke empor: «Täusche dich ja nicht, es geht schneller als du glaubst. Das Radio und die Zeitungen werden es dir künden.»

«Versponnenes Huhn.»

Heinz lag bald unter der Decke und tat, als ob er schlief. Johannes packte noch seinen kleinen Handkoffer, legte

nebst dem Notwendigen noch einen Stoss beschriebener Papierbogen sowie den Rest seiner Bilder und Visitenkarten hinein. Dann legte auch er sich schlafen.

In der Infanterie-Rekrutenschule zu X. war Johannes nur einer unter vielen. Er wurde eingekleidet, kam zum Exerzieren, kam in Reih und Glied mit allen andern. Sein kleines Köfferchen an dem dafür bestimmten Platz im gemeinsamen Schlafsaal war aber auch alles, was noch an seine persönliche Existenz gemahnte, auf das er ein persönliches Recht besass. Nur Drill, nur «Schlauch», Essen aus dem Blechnapf, derbe Spässe, derbes Lachen, Ausdrücke, die er nicht verstand, vom Morgen bis zum Abend lauter Dinge, die er sich zu merken hatte, und die ihm so fremd waren, als ob er chinesisch lernen müsste.

Nicht dass Johannes der Dienst als solcher zuwider war. Er machte beim Exerzieren und Ueben eifrig mit und gab sich redlich Mühe, laut genug zu brüllen, die Absätze kräftig genug zusammenzuschlagen und die Gewehrgriffe genau zu beherrschen. Aber das ihm selber unheimlich und unverständliche Gefühl innerer Vereinsamung nahm dermassen zu, dass ihn oft eine heftige Angst überkam. Aus dieser unbestimmten Angst heraus verteilte er am dritten Tage seine Photographien und Visitenkarten unter die Kameraden, soweit der Vorrat reichte. Das gewaltige Hallo, das daraufhin einsetzte, rief den Korporal herbei. Als dieser die Bescherung sah, bekam er einen roten Kopf und donnerte den Sünder an:

«Bist du verrückt, Keller! Meinst wohl, wir wären in der Häfelischule, wo man Helgeli und Sprüchli verteilt. Sammle deinen Bruch wieder ein, wir werden dir im nächsten Vierteljahr schon eine andere Visage modeln.»

Die Kompanie brüllte vor Lachen. Johannes nahm seine Bilder und Karten wieder in Empfang. Auf seinem Gesicht war keine Regung herauszulesen. In den Pausen stand er allein herum und schaute zum Himmel auf. Redete ihn einer an, so zeigte sein Gesicht eine solch geistesabwesende Leere, dass sich jeder sofort wieder zurückzog und den andern berichtete, der Keller spinne.

In der vierten Nacht stand Johannes plötzlich auf, stellte sich mitten in den Schlafsaal und rief die Kameraden wach.

«Auf! Auf!» schrie er. «Der Prophet spricht zu euch! Mein Vater, der grosse Peer Gynt, spricht aus mir. Höret! Höret!»

Ein Tumult entstand. Die Rekruten waren wütend aus dem Schläfe gerissen worden zu sein. Decken und was gerade zu erreichen war, wurden nach Johannes geworfen. Der stand unbeweglich mit erhobenen Armen und rief in den Lärm hinein:

«Höret, mein Vater, der grosse Prophet, spricht aus mir! Er lässt euch sagen...»

«Ruhe!» brüllte einer, «wenn uns der Idiot schon geweckt hat, so wollen wir auch seinen Stumpfsinn hören!»

Alle lachten und es wurde stiller im Saal, so dass Johannes sprechen konnte. Seine Stimme erhob sich, der Ausdruck seines Gesichtes war ekstatische Begeisterung, seine Augen waren flackernde Lichter:

«Die Welt ist aus den Fugen!» rief er. «Unsere Kirchen haben versagt, sie haben keine Zugkraft mehr. Nur noch alte Männer und Frauen sitzen in den leeren Bänken. Unsere Bibel ist veraltet, sie hat sich überlebt. Ihre Gesetze sind unbrauchbar und abgestanden, weltabgewandt und wirklichkeitsfern, sie versagen im praktischen Leben. Wir brauchen eine neue Bibel, mit neuen, gegenwartsnahen Gesetzen. Wir wollen das Leben meistern. Wir wollen reich und gesund und glücklich sterben!»

Auf Befehl des Propheten habe ich euch neue Gebote aufgestellt, wendet sie an, dann seid ihr gerettet!»

«Keller», höhnte eine Stimme, «machst du das Kalb mit uns oder bist du jetzt wirklich übergesnappt?»

«Lass ihn weiterreden!» riefen andere, die trotz des gestörten Schlafes nun ihr Gaudi haben wollten.

«Weiter, Prophet», schrien sie Johannes zu, «lass deinen Mist stinken!»

Johannes verharrte in seiner Ekstase und fuhr unbeirrt weiter:

«Das erste Gebot der neuen Bibel ist der Grundstein zum Felsen des Glücks, es heisst: das Wichtigste in der ganzen Schöpfung bist du selbst! Also liebe dich selbst am allermeisten. Du lebst nur einmal, aber kurz, darum versuche, so viel wie möglich aus diesem Leben für dich herauszuholen, um das Höchstmass an irdischem Glück und Wohlbehagen zu erreichen.

Zweites Gebot: Du sollst an nichts anderes mehr denken als an dich und dein persönliches Glück. Jedes Mittel, das dir nützt, musst du sofort in Anwendung bringen!

Drittes Gebot: Du sollst vor Opfern, über die du in deinem Kampf um Glück und Erfolg gehen musst, nicht zurückschrecken, denn sie sind deine Fussstapfen, in denen du wandeln musst!

Viertes Gebot: Gemeinschaftssinn ist Unsinn! Er lenkt dich ab vom eigenen Ich und zwingt dich, Glück und Erfolg mit andern zu teilen, was eine grosse Sünde ist wider dich selbst.

Fünftes Gebot: Alles, was du erreichst und gewinnst, sammle es in deine eigene Scheune, damit du bis am Ende deiner Tage von allem die Fülle hast, wie die Spatzen unter dem Himmel, und der Herr ernährt sie doch!

(Fortsetzung folgt)